Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst dem illustr. Witzblatt „ULK", der feuillet. Montags-Beilage „Zeitgeist", der „Deutschen Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. p. Quart. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 125. Berlin, Donnerstag, den 10. März 1887. XVI. Jahrgang.

Die Annahme der Militärvorlage.

Ohne besondere Spannung war der gestrigen zweiten Berathung der Militärvorlage im Reichstage entgegengesehen worden, ohne besondere Verwunderung und Ueberraschung wurde das Resultat hingenommen. Galt es doch nur mehr, auf die Annahme des Septennats, die thatsächlich bereits am 21. Februar entschieden und von der gesammten politischen Welt eskomptirt war, das parlamentarische Siegel zu drücken.

Die einzige Frage, deren Lösung man von der gestrigen Sitzung noch erwartete, war die nach der größeren oder geringeren Majorität des mit Sicherheit vorauszusehenden Votums. Daß die Kartellmajorität geschlossen für, die freisinnige Partei geschlossen gegen das Septennat stimmen würde, stand fest. Dagegen war die Haltung des Centrums bis in die jüngsten Tage eine großes Räthsel geblieben, für dessen Lösung auch die erste Berathung der Vorlage keinerlei Anhaltspunkte gegeben hatte. Aber schon der Beginn der gestrigen zweiten Berathung brachte die Lösung, die sich in der von Herrn v. Franckenstein verlesenen Erklärung überaus einfach präsentirte, obwohl sie offenbar das schwergeborene Ergebniß harter Kämpfe und parteitaktischer Erwägungen war.

Zwischen dem Ja der neuen Majorität und dem Nein der Opposition hatten die Diplomaten des Centrums sich einen Mittelweg gebahnt. Sie erklärten durch den Mund des Herrn v. Franckenstein, daß die Mehrheit der Partei unverändert auf dem alten Standpunkt der Bewilligung auf drei Jahre stehe und warum dies geschehe. Dieser Theil der Erklärung, der sehr fest und folgerichtig erklang, hätte ebenso gut von einem freisinnigen Wortführer abgegeben werden können. Dann aber hieß es, daß man, da eine Mehrheit für das Triennat nicht mehr vorhanden sei und man den Schein der Ablehnung der Vorlage vermeiden wolle, sich der Abstimmung enthalten werde. Der logische Sprung, der sich zwischen den beiden Hälften dieser Erklärung aufthat, konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben, und es war nicht zu verwundern, wenn die Rechte sich an der Verlegenheit des Centrumsführers weidete und sie mit Heiterkeit begrüßte.

Dabei war die Abschwenkung, die das Centrum in dieser Frage vollzogen, in den Ausführungen Franckensteins noch nicht einmal vollständig zum Ausdruck gekommen. Der Abgeordnete Reichensperger fügte später die Bemerkung hinzu, daß eine Minderheit der Partei mit ihm nunmehr für das Septennat stimmen wolle. Es stellte sich später bei der Abstimmung heraus, daß diese Minderheit eine sehr winzige war, viel winziger, als man nach allem Vorangegangenen hätte erwarten sollen. Es waren im Ganzen 48 Stimmen. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt aber nahe. Die Spaltung des Centrums wäre ohne Zweifel eine weit größere gewesen, wenn die Windthorst, Franckenstein und Genossen wirklich an der Abstimmung gegen das Septennat festgehalten hätten. Nur um den Bestand der Partei zu retten und vielen Schwankenden das Zusammengehen mit dem Gros und der seitherigen Fühlung zu erleichtern, hat man den Ausweg der Stimmenthaltung gewählt. Man ist auf diese Weise auch den Wünschen des Papstes wenigstens mittelbar und negativ entgegengekommen, und insofern konnte man sagen, daß die vom Reichskanzler angerufene Intervention des Papstes gestern ihre Schatten in das deutsche Parlament warf.

Fürst Bismarck hat so zum Theil erreicht, was er mit den von ihm erbetenen Papstnoten erreichen wollte: er hat das Centrum in der Septennatsfrage mundtodt gemacht, aber freilich mit Hilfe eines Mittels, das sich später einmal als eine sehr gefährliche, zweischneidige Waffe erweisen kann. Auch hat er seinen Zweck nur zum Theil erreicht. Sein Schachzug ist von einem Gegenzuge des Centrumsdiplomaten Windthorst gekreuzt worden, der eine offenkundige Sprengung der Partei selbst in dieser Frage zu vermeiden und seine Streitmacht als einheitlichen Körper bei der Fahne festzuhalten gewußt hat.

Das Opfer, das er zu diesem Zwecke, zum Zwecke der Erhaltung seiner Partei gebracht hat, wollte und konnte aber die freisinnige Partei nicht bringen, in deren Namen Bamberger kurz und schlagend die Beibehaltung des früheren Standpunktes auch in der Abstimmung begründete. Wofür hätte sich denn auch diese Partei den schlimmsten Anfeindungen und Verfolgungen im Wahlkampfe ausgesetzt, wenn sie die budget- und verfassungsrechtlichen Bedenken, für die sie damals eingetreten, nun einfach fallen lassen wollte? Diese Bedenken, den Grundsatz der Mitbestimmung der Volksvertretung auch in militärischen Fragen, stellte Bamberger in den Vordergrund, wobei er mit gutem Recht betonen durfte, daß auch beim Triennat die Wehrkraft des Vaterlandes wohl geborgen und gesichert gewesen wäre.

Da der konservative Herr v. Helldorff diesen verfassungsrechtlichen Standpunkt wiederum dahin zu verdrehen suchte, daß man in einem übertriebenen parlamentarischen Machtgelüste das kaiserliche Heer in ein Parlamentsheer habe verwandeln wollen, so gab das Eugen Richter Gelegenheit, dieser Phrase mit einigen kurzen Schlägen zu Leibe zu gehen, die Kriegslüge zu brandmarken, aus der die letzten Wahlen hervorgegangen, und die jetzige Reichstagsmehrheit als ein Angstprodukt der Wählerschaft zu kennzeichnen.

Daß die Mehrheit hoch aufschrie vor Wuth und Beschämung, als sie sich so unsanft an ihren Ursprung erinnert sah, konnte nicht Wunder nehmen. Präsident v. Wedell-Piesdorff sah sich einige Augenblicke hilfesuchend in dem lärmdurchtobten Hause um, ob nicht ein Sprecher der Majorität oder Fürst Bismarck, der während der Rede Richters erschienen war, den Versuch einer Abwehr machen würde. Aber Alles blieb stumm, das neue geflügelte Wort des freisinnigen Führers blieb unwidersprochen, und schritt so man denn zum Abstimmungsgeschäft, welches die Ablehnung des Stauffenberg-Bambergerschen Antrages (Triennat) und die unveränderte Annahme der Regierungsvorlage unter Nichtbetheiligung des Centrums und unter dem Protest der freisinnigen Partei ergab.

Die Regierung hat jetzt ihr Septennat. Nun aber dürfen wir auch erwarten, daß die Versprechungen, die vor den Wahlen gemacht wurden, und die auch in der Thronrede wiederkehrten, sich erfüllen, daß die Zuversicht auf Erhaltung des Friedens sich siegreich wieder aufrichte. Das deutsche Volk ist seiner friedlichen Kulturarbeit zurückgegeben und es bleibt uns nur zu wünschen, daß die Mittel, mit denen dieses Ziel erkauft worden ist, sich nicht allzu verderblich in der weiteren Verschlechterung unserer inneren Zustände, in der weiteren Verkümmerung unserer Rechte und Freiheiten äußern mögen.

Politische Tagesübersicht.

* Im **Reichstage** wurde gestern außer der zweiten Lesung der Militärvorlage (s. im heutigen Leitartikel) noch die erste Berathung einer Novelle zum Pensionsgesetz und die erste Berathung des **Militär-Reliktengesetzes** vorgenommen. Der Gesetzentwurf, der früher an der von der Regierung festgehaltenen Beitragsfreiheit der subalternen Offiziere gescheitert war, wurde einer Kommission überwiesen.

* Die **kirchenpolitische Friedenseiche**, die Fürst Bismarck in der vorigen Herrenhaussession im Verein mit dem Bischof Kopp pflanzte, will gar nicht recht gedeihen. Die Koppschen Abänderungsanträge zur Kirchennovelle sind in der Herrenhauskommission durchweg gescheitert, und zwar ist es kein Geheimniß mehr, daß dies auf besonderes Betreiben des Kultusministers und seiner Kommissare geschehen ist. Die „Fuldaer Ztg." bemerkt dazu ziemlich gereizt:

„Wie die Regierung dieses Verhalten mit der dem apostolischen Stuhle ertheilten Zusage einer endgiltigen Revision der Maigesetze in Einklang bringen will, ist schwer zu fassen. Und doch handelt es sich hier um die Erfüllung einer feierlich eingegangenen Verpflichtung gegenüber der vom h. Vater zugestan-

---

Seelen-Probleme.

Novelle
von
C. Zoeller-Lionheart.

[2. Fortsetzung.]

Als ich in den überfüllten Saal trat und mich mit rücksichtsloser Energie bis in die Nähe des Podiums drängte, klang mir die Stimme der Sängerin wie voller Orgelton entgegen. Ein gottbegnadetes Talent, das an die Herzen der Menschen mit lautem Finger pochte. Und auch das verschlossenste mußte sich dieser heilig überredenden Stimme öffnen, mußte es widerstandslos, als sie in leidenschaftlichem Pathos das schöne Lied: „Und sprächest Du mit Engelszungen und hättest Du der Liebe nicht, wärst Du ein tönend Erz und eine klingende Schelle" — förmlich hineinschleuderte in eine andachtverstummte Masse.

Mich überschauerte der gewaltige Vortrag bis in Mark und Bein. So etwas, den ganzen Menschen Packendes, alle Nerven Durchzitterndes hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gehört, ja, eine so dramatische Kraft des Gesanges für rein unmöglich gehalten.

Ich staunte mir das Wunder an. Die Ginelli war bleich wie der Tod. Der weißschimmernde, sie statuenhaft umschmiegende Atlas, die Perlenreihen an einem plastisch schönen Hals machten sie einem Gebild aus Marmor ähnlich. Die dunkeln Augen hatten erst einen somnambulen Ausdruck, als wären sie nach innen gekehrt und lauschten der köstlichen Traumwelt einer Dichterseele, dann leuchteten sie märchenhaft auf und plauderten die geheimen Tiefen einer leidenschaftlich bewegten Brust aus.

Mich traf ihr zündender Blick; er suchte mich gewissermaßen aus dieser Kopf an Kopf gedrängten Zuhörerschaft heraus, als ihr: „und hättest Du der Liebe nicht" — sanft verklingend auf ihren Lippen erstarb. Er blieb an mir hängen, wie ich bezaubert nur sie sah, während sie sich vornehm zum Dank links und rechts verneigte für den frenetischen Beifall, den man ihr darbrachte.

Ich hatte keine Hand gerührt. Ich stand wie erstarrt, aber sie hatte dieses Zeichen höchsten Entzückens, das keinen Ausdruck mehr findet, wohl richtig gedeutet, denn, als sie sich jetzt in den Hintergrund des Podiums zurückzog, traf mich zum Abschied ihr lächelnder Blick, und den geistreichen Mund umschwebte holde Freundlichkeit.

Was dann an musikalischen Leistungen folgte, könnte ich nimmer sagen. Mich weckte eine kindliche Frauenstimme zuerst aus meinem Traumzustand: „Wie schade, die Ginelli ist unwohl geworden und wird heute nicht mehr auftreten."

Ich lächelte still in mich hinein, ich wußte es ja besser, der geheime Seelenrapport zwischen uns hatte es mich ja instinktiv erfassen lassen, daß sie nach jenem hohen Liede meinetwegen allein nicht mehr sang. Sie hatte ihr Höchstes gegeben, sie wollte durch ein beliebtes Virtuosenstück den gewaltigen Eindruck nicht mehr abschwächen.

Wenn es wirklich in ihrer Absicht lag, meine Seele zu fangen, sie hätte es nicht geschickter anfangen können. Ich fühlte die Gefahr und gab mir mein Ehrenwort, mit dem Frühzug abzureisen. Aber — der Mensch denkt — die Götter lenken.

Die erschütternde Stimme umrauschte mich, während ich mit Freund Ewald in einem der ersten Restaurants meine Austern schlürfte und Chablis dazu trank. Sie machte mich zerstreut und einsilbig und ließ mich verlegen die Neckereien über die Ungenießbarkeit so eines angehenden Ehemannes von Seiten des fidelen Lebemannes hinnehmen. Sie begleitete mich auf mein Zimmer, auf mein Lager und in den ersten Mitternachtsschlummer, und ich glaubte sie wieder nur im Traum zu hören, als sie mich plötzlich weckte. „Hilfe, Hilfe, um Gottes willen, machen Sie auf, machen Sie auf!"

Das laute Pochen an der Thür, die die Verbindung zwischen meinem und dem durch einen Schrank verstellten Nebenzimmer bildete, konnte aber unmöglich mehr Nachspuk meiner überreizten Nerven sein. Gedankenschnell flog ich in die Kleider, schob den Schrank bei Seite, schloß die Thür auf.

Die Ginelli im Nachtkleid, ein Tuch übergeworfen, verstört, athemlos, mit fliegendem Busen stand auf der Schwelle.

„Riechen Sie nichts?" sprach sie aufgeregt. „Ist die Stube nicht mit Rauch gefüllt? Und meine Thür nach dem Korridor hat meine Kammerfrau, — die übrigens wie eine Todte schlafen muß — Gott weiß weshalb, von außen abgeschlossen und Niemand hört mich, wie viel ich auch geklopft und geschrieen habe, und die Klingel muß auch versagt haben, sonst hätte doch längst Einer zu Hilfe kommen müssen und mich aus meiner Gefangenschaft befreien. Wir Beiden scheinen hier im überfüllten Hotel in einem ganz verlorenen Winkel einquartirt zu sein und Sie verzeihen daher wohl, mein Herr, wenn ich in meiner Angst einen Weg durch Ihr Zim . . . ."

Da verstummte sie erschrocken. Ich hatte mit dem Rücken gegen die Kerze auf dem Tisch gestanden. Eine leichte Wendung mußte mich erst beleuchtet und erkenntlich gemacht haben, denn sie stotterte zusammenhangslos: „Ach — Sie, — mein Herr — Sie sind es. Wenn ich geahnt hätte, daß wir Nachbarn . . ."

„Würden Sie lieber bei lebendigem Leibe verkohlt und verschmort sein. Sehr schmeichelhaft für mich, Gnädigste", lächelte ich ihre Befangenheit fort und riß nun die andere Thür nach dem Korridor auf, um mich zu überzeugen, ob der immer heftiger hineindringende brenzliche Geruch von dort käme.

Dicke Rauchwolken drangen mir athembeklemmend entgegen. Aus dem gegenüberliegenden Zimmer schlugen die hellen Flammen heraus und tanzten über den Läufer auf dem Korridor hin.

Unsere drei Zimmer, die beiden nach seitwärts hinaus in eine stille Gasse und das Hinterzimmer lagen in einem letzten Winkel des langen Korridors erster Etage, völlig abgetrennt von den übrigen Logirräumen.

Mit einem entsetzten: „Großer Gott, das Mädchen muß schon verbrannt sein!" war die Ginelli an meine Seite getreten und starrte rathlos und händeringend auf das Flammengewoge, das immer gierigere Zungen hinüberstreckte.

Ich hatte, Hilfe schreiend und wie wahnsinnig die Glocke reißend, unten und oben blitzschnell Alles wachgerufen. Man rief uns dumme und kluge Rathschläge zu; Alles schrie und lamentirte durcheinander. Man jagte die Treppen hinauf, hinunter, aber das Flammenmeer trennte uns von der übrigen Welt. Zu uns konnte Keiner, wir nicht hindurch. Wir standen wie auf einer rauchumwogten Insel im Feuermeer.

„Wir müssen zum Fenster hinaus, es ist der einzig mögliche Rettungsweg. Ein paar Minuten noch und die Flammen schlagen auch hier durch die Thür", sagte ich sehr bestimmt.

☞ Heute die Donnerstags-Beilage „Ulk" Nr. 10. ☜